

Christopher
ROSS



Heimweh nach Willow Creek

Ein Willow-Creek-Roman



Weltbild

Heimweh nach Willow Creek



© Ralf Eyerrt

Christopher Ross gilt als Meister des romantischen Abenteuerromans. Durch Bestseller wie *Hinter dem weißen Horizont*, *Mein Beschützer, der Wolf*, *Geliebter Husky* und die Romane der *Clarissa-Saga* wurde er einem breiten Publikum bekannt. Während zahlreicher Reisen und längerer Aufenthalte in Kanada und Alaska entdeckte er seine Vorliebe für diese Länder, die bevorzugten Schauplätze seiner Romane.

Mehr über den Autor: www.christopherross.de
www.facebook.com/christopher.ross.autor

Christopher Ross

Heimweh nach Willow Creek

Roman

Weltbild

Bisher erschienen in der Willow Creek Reihe:

Ein Husky zum Verlieben
Sterne über Alaska
Weihnachten in Willow Creek



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.
Redaktion: Ingola Lammers
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© VGstockstudio;
© Antonio Guillem; © travelarium.ph; © Smit)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-496-6

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Dana Coleman kannte die Gefahren der Wildnis. Der sternenhelle Himmel und das Nordlicht, das in grünen Streifen den frühen Abend erhellte, konnten sie nicht täuschen. Die Natur in Alaska war unberechenbar, und eine erfahrene Musherin wie sie spürte instinktiv, wenn Gefahr drohte. Ein plötzlicher Wetterwechsel, wilde Tiere, ein unerwartetes Hindernis auf dem Trail, ein tollwütiger Fuchs, der ihre Huskys bedrohte ...

Sie war seit dem frühen Morgen mit ihrem Hundeschlitten unterwegs, ungeachtet der mahnenden Worte einiger Freunde und Bekannte, die länger auf sie eingeredet und sie eindringlich vor einer längeren Tour gewarnt hatten. »Mit deinem wehen Bein? Das ist doch viel zu gefährlich!«, hatte die Witwe Bagley gesagt. »Sind Sie sicher, dass Sie dieses Risiko eingehen wollen?«, fragte ihr neuer Praktikant, Andy Novak. Er kam frisch von der High School und sprach sehr gepflegt. »Ich weiß, Sie haben unendlich viel Erfahrung und waren mal in den Top Ten beim Iditarod-Rennen, aber ist Ihr Handicap ...« Er wusste nicht, wie er sich einigermaßen höflich ausdrücken sollte.

»Du meinst, ob ich mit meinem Hinkebein noch für den Trail tauge?«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Aber gemeint.« Sie tätschelte seine gerötete Wange. »Sag es ruhig, wie es ist. Ich hab mir vor einigen Jahren das Bein gebrochen, es hat Komplikationen gegeben, die mir

bis heute zu schaffen machen, und komme schon im Haus kaum zurecht. Ich weiß, dass es eigentlich nur noch zu kurzen Touren reicht, aber so schnell gebe ich nicht auf. Irgendwann muss ich das Risiko eingehen und wieder mit längeren Touren anfangen, wenn ich nicht versauern will.«

»Und wenn Sie zu dem Spezialisten nach Seattle gehen?«

»Der kriegt das auch nicht mehr hin.«

»Passen Sie auf sich auf, Chefin!«

Dana spürte den Schmerz schon jetzt. Er zog sich von ihrem linken Fuß bis zum Rücken hinauf und brannte jedes Mal besonders stark, wenn sie über eine Bodenwelle fuhr oder einem Hindernis auswich. Es fiel ihr wesentlich schwerer als früher, in die Knie zu gehen und die Erschütterungen abzufedern. Sie war keine achtzehn mehr und hätte es auch mit einem gesunden Bein schwer gehabt, beim Iditarod in die Top Ten zu fahren, aber eine gute Musherin wäre sie auch dann noch gewesen. Sie hatte bereits als junges Mädchen gelernt, einen Hundeschlitten zu lenken, und glaubte, selbst mit der Verletzung noch mithalten zu können, vorausgesetzt, sie ließ die Huskys nicht ihre Schmerzen spüren. Sie hatten ein Gespür für die Verfassung ihrer Herrin.

Auf dem Trail fühlte sie sich am wohlsten. Es war ein erhebendes Gefühl, wieder allein durch die Wildnis zu fahren und die Natur so hautnah zu erleben, wie es nur mit einem Hundeschlitten möglich war. Das Scharren der Kufen war so leise, dass man sogar das leise Rauschen des Windes hörte, wenn er sanft durch die Baumkronen fuhr und Schneefahnen von den Ästen wehte. Im geheimnisvollen Licht des Mondes und der Sterne war die Einsam-

keit beinahe körperlich zu spüren. Endlose Weite und grenzenlose Freiheit umgaben sie auf ihrer Fahrt, weckten in ihr das Gefühl, allein auf der Welt zu sein.

Ein trügerisches Gefühl, denn allein war sie auch an diesem Abend nicht. Noch vor ihren Huskys bemerkte sie die verräterischen Schatten vierbeiniger Wesen zwischen den Bäumen. Ihre Augen, gelbe Flecken wie bei Hexen oder Zauberern, leuchteten bedrohlich in der Dunkelheit. Lautlos wie Geister bewegten sie sich durch die Nacht, einer hinter dem anderen, als warteten sie nur darauf, einen Angriff zu starten. Wölfe, die sieben Wölfe des Nenana-Rudels, das eigentlich viel weiter östlich in den Ausläufern der Berge lebte.

Normalerweise jagten die Wölfe nicht außerhalb ihres Reviers, und noch viel weniger hatten sie es auf Menschen abgesehen. Der Winter war auch nicht so streng, dass sie keine Beute mehr in den Bergen fanden und gezwungen waren, Kälber oder Schafe zu reißen oder sich sogar an Menschen heranzuwagen. Die meisten Wölfe verabscheuten Menschen, fürchteten sie eher und machten einen großen Bogen um sie, es sei denn, die Zweibeiner rannten in ihrer Angst davon und benahmen sich wie Fluchttiere, denen man nachsetzen musste. Warum waren die Nenana-Wölfe aus den Bergen gekommen?

Dana hatte keine Angst, aber genug Respekt, um kein unnötiges Risiko einzugehen. »Keine Bange«, rief sie ihren Huskys im üblichen Tonfall zu, »bevor die auf dumme Gedanken kommen, sind wir längst in der Hütte am McLaren Mountain.« Sie gehörte zu einer Reihe von Hütten, die Fallensteller und auch die Regierung in der Wildnis errich-

tet hatten, um verirrtten Mushern und Wanderern einen Unterschlupf zu bieten. Vor allem während eines Blizzards, der in dieser Gegend selbst erfahrene Musher überraschen konnte. Wer ungeschützt in einen Schneesturm geriet, musste um sein Leben kämpfen.

»Geh nicht zu früh auf den Trail!«, hatte Marla sie öfter gewarnt. »Ich weiß, was für eine gute Musherin du bist, aber nach so einer langen Pause überschätzt man sich oft. Ich klinge wie eine übervorsichtige Trainerin oder Klugscheißerin, schon klar, aber ich meine es gut mit dir. Für die langen Strecken musst du topfit sein. Das musste ich auch erst lernen, weißt du noch?«

Marla arbeitete als fliegende Tierärztin und war nach einer Bruchlandung in Willow Creek gelandet. Sie hatte sich an Danas Huskyzucht beteiligt und ihr geholfen, ihren »Husky Heaven« für Urlauber und Besucher interessant zu machen. Vor wenigen Wochen war sie ihrem Mann, einem erfolgreichen Comiczeichner, nach Los Angeles gefolgt. In Hollywood produzierte ein Streaming-Dienst seine erfolgreiche Comic-Serie »Jill & John«, über die bereits gemunkelt wurde, dass sie einmal die Simpsons ersetzen könnte. Auch in der Sierra Nevada von Kalifornien konnte sich eine Musherin wohlfühlen, dennoch hoffte Dana, dass ihre Freundin eines Tages nach Alaska zurückkehren würde. Andy war noch zu jung und unerfahren, um sie ersetzen zu können.

Bis zu der Hütte, die sie noch von früheren Touren kannte, waren es noch ein paar Meilen. Meist führte der Trail durch lichten Wald und war gut zu befahren, nur ein ungefähr eine Meile langes Teilstück führte über steil ab-

fallende Hügel, die besonders bei heftigem Wind einige Probleme bereiteten. Die Wölfe waren noch in der Nähe. Ihre gelben Augen leuchteten nicht mehr, doch Dana ließ sich nicht täuschen, so schnell ließ sich ein Wolfsrudel nicht abschütteln. »Immer weiter!«, rief sie. »Lasst euch nicht verrückt machen!«

Auf den Hügelkämmen hätten die Wölfe leichtes Spiel. Dort gab es keine Deckung für Dana und ihre Huskys, und falls die Angreifer von allen Seiten kamen, war sie rettungslos verloren. Glücklicherweise kannte sie solche Angriffe nur aus Horrorfilmen. Die Angriffe eines Wolfsrudels machten sich gut für die Dramatik, so wie die Attacke eines Grizzly-Bären, obwohl beides in der Natur nur selten vorkam. Wölfe hatten riesigen Respekt vor Menschen und kannten auch die tödlichen Waffen in deren Besitz.

Bevor sie die Huskys auf den ersten Anstieg trieb, zog sie ihren Revolver aus dem Schlittensack, nur für alle Fälle. Jede Musherin hatte eine Waffe dabei, vor allem wegen der Elche, die einem Huskygespann noch gefährlicher als Wölfe oder Bären werden konnten. Ein Huftritt genügte meist, um einen Hund zu töten oder ihm bleibende Schäden beizubringen. Für Huskybesitzer, die von der Zucht lebten, meist auch ein schwerer finanzieller Verlust.

»Vorwärts! Jetzt kommt es auf euch an!«, feuerte sie die Hunde an.

Obwohl weit und breit kein Wolf zu sehen war, wurde sie das Gefühl, ein Rudel im Nacken zu haben, nicht los. Der sechste Sinn einer Frau, die in der Wildnis aufgewachsen war, verriet ihr, dass sie nicht allein war. Sie bekämpfte das Gefühl, indem sie alle paar Minuten die

Huskys anfeuerte, und wurde erst ruhiger, nachdem sie den ersten Hügelturm erklimmen hatten. Besonders nach dem steilen Anstieg merkte sie, wie sehr sie ihr schlecht verheiltes Bein behinderte. Bei jeder Anspannung durchdrang sie stechender Schmerz.

Sie steckte ihren Revolver in die Anoraktasche und hielt sich mit beiden Händen an der Haltestange fest. Auf dem Hügelturm lag nur wenig Schnee, und blankes Eis ließ den Schlitten holpern. Der beinahe volle Mond überzog die Hügel mit blassen Schleiern, die Sterne blinkten in unendlicher Ferne und gaben ihr das Gefühl, winzig und unbedeutend zu sein. Die Wildnis hatte viele Gesichter. Zu dieser Stunde zeigte sie sich kalt und abweisend und der Zivilisation scheinbar weiter entrückt, als man sich vorstellen konnte. Selbst das Nordlicht war erloschen, als gäbe es keinen Platz mehr für vielfarbige Himmelsfeuer.

Der Anstieg zum nächsten Hügel führte über ein weites Eisfeld, das schräg nach Osten abfiel und weiter unten von tiefem Schnee begrenzt wurde. Wie ein Damm trennte er den Hang und den Schneegürtel von einem weiteren Trail, der in den nahen Wald und in einem weiten Bogen zum Denali Highway führte. Entschlossen ging sie den Anstieg an, merkte jedoch nach wenigen Schritten, wie wenig Halt die Kufen auf dem glatten Untergrund fanden. »Weiter! Weiter!«, rief sie den Huskys zu. »Bloß nicht anhalten!« Unter Schmerzen verlagerte sie ihr Gewicht, um den Schlitten besser in die Spur zu bekommen, stieg von den Kufen und stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Haltestange, spürte bei jedem Schritt heftigen Schmerz im Bein.

»Vorwärts!«, trieb sie sich selbst und die Hunde an. »Wir schaffen das!«

Für einen Augenblick bekam sie wieder griffigen Schnee unter die Kufen, und sie hoffte schon, das andere Ende des Hügelkamms erreichen zu können, dann kam wieder Eis, und sie verloren erneut den Halt. Obwohl sich auch die Huskys mit aller Kraft dagegen wehrten und versuchten, vom Eis wegzukommen, rutschten sie mit dem Schlitten über den abschüssigen Hang. Gegen den heftigen Wind, der ihnen eisig entgegenblies, taumelten sie nach unten.

Dana war gezwungen, die Haltestange loszulassen, stürzte zu Boden und rutschte ebenfalls nach unten. Sie drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, bekam ein paar heftige Schläge ab und schrie laut auf, als sie mit ihrem schlecht verheilten Bein auf das Eis prallte. Sie hatte jedoch das Glück, nirgendwo mit dem Kopf anzustoßen und bis auf einige schmerzhaft Prellungen keine ernsthaften Verletzungen abzubekommen. Der tiefe Schnee unterhalb des Hanges bremste sie ab und hinderte sie daran, noch weiter zu fallen.

Trotz ihrer Benommenheit erkannte sie, wie die Huskys mit dem Schlitten auf den unteren Trail glitten. Zu ihrem Unglück fiel der Schlitten auf die Kufen, und es gelang den Huskys, sich aus den verhedderten Leinen zu befreien. In ihrer Panik rannten sie davon. »Whoaa! Whoaa!«, versuchte sie, die durchgehenden Hunde aufzuhalten, doch sie rannten weiter und ließen sie allein im Schnee zurück. Die natürliche Reaktion von Huskys, wenn man vom Schlitten fiel. Schon bald war nicht einmal mehr das Scharren der Kufen zu hören.

Sie wischte sich den Schnee vom Gesicht und blickte den Hang hinauf. Auf dem Hügelkamm glaubte sie die Wölfe zu erkennen, wie sie zu ihr herabblickten und wohl nach einem Pfad suchten, über den sie zu ihr kommen konnten. Sie zerrte ihren Revolver aus der Anoraktasche, doch als sie erneut den Blick hob, waren die Wölfe verschwunden. Als wären sie niemals dort gewesen. Mehr als der vom Wind aufgewirbelte Schnee war nicht zu sehen.

Sie blickte eine Weile ungläubig ins Leere, war zu keinem Gedanken fähig, als sie ihren Revolver in die Anoraktasche zurücksteckte, und spürte erst jetzt den Schmerz, der ihren ganzen Körper auszufüllen schien. Sie würde wohl etliche blaue Flecken davontragen. Sie versuchte aufzustehen, verzog vor Anstrengung das Gesicht und sackte wieder zurück. Doch im Schnee konnte sie nicht liegen bleiben. Sie versuchte es noch einmal, blieb schwankend stehen und wartete geduldig, bis die Benommenheit aus ihrem Kopf verschwand. Nur mit Mühe gelang es ihr, auf den anderen Trail zu steigen.

Die Prellungen schmerzten höllisch, und ihr wehes Bein brannte wie Feuer. Zum Glück hatte sie sich nichts gebrochen. Verlassen und verloren verharnte sie auf dem schmalen Trail, umgeben von scheinbar endloser Wildnis und bedrohlicher Natur. An die Wölfe wagte sie gar nicht mehr zu denken. Die Chance, auf diesem Trail einem Menschen zu begegnen, war gering, und ohne ihre Huskys und den Schlitten standen ihre Chancen, der Wildnis zu entkommen, nicht besonders gut. Selbst wenn sie einen abgebrochenen Ast fand, den sie als Krückstock benutzen konnte, kam sie nur langsam vorwärts.

Um Schutz und Ruhe zu finden, musste sie es bis zur der Blockhütte schaffen. Der Trail, auf dem sie stand, führte in einem weiten Bogen an den Hügeln vorbei und war ungefähr zwei Meilen länger als ihre bisherige Route, und sie würde wahrscheinlich eine halbe Ewigkeit brauchen, um sie zu erreichen. Aber wo sollte sie sonst hin? Nach Willow Creek würde sie es ohne ihre Ausrüstung kaum schaffen. In der Hütte wäre sie gegen Wind und Wetter geschützt. Und gegen Wölfe, falls sie sich das Rudel nicht nur eingebildet hatte.

Nach ein paar Schritten war sie nahe daran, sich in den tiefen Schnee neben dem Trail sinken zu lassen, um etwas auszuruhen und darauf zu warten, dass der Schmerz zumindest ein wenig nachließ. Als erfahrene Musherin wusste sie jedoch, wie gefährlich es war, ihrer Benommenheit nachzugeben. Sie durfte nicht nachlassen. Irgendwie würde sie es bis zur Hütte schaffen, und wenn es die ganze Nacht dauerte, und dort gab es einen Ofen und Holz und Streichhölzer, vielleicht sogar ein Bett oder eine Matratze zum Ausruhen.

Als das Motorengeräusch eines Snowmobils vom Wald herüberklang, glaubte sie zuerst an eine Sinnestäuschung. An einen bösen Streich, der ihrer Benommenheit geschuldet war. Sie blieb stehen und wandte den Kopf, sah den Scheinwerfer eines Snowmobils und spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen. Trotz der Schmerzen, die sie dabei empfand, winkte sie mit beiden Armen und lächelte dankbar, als die Maschine dicht vor ihr zum Stehen kam.

Der Fahrer stieg aus dem Sattel und nahm seine Schutzbrille ab. »Dana!«, rief er. »Dana! Bist du verletzt?

Bist du okay, Dana?« Er lief auf sie zu und nahm sie in die Arme, lockerte rasch seinen Griff, als sie vor Schmerzen aufschrie, entschuldigte sich und küsste sie auf die Stirn. »Alles okay mit dir?«

»Alles okay«, versicherte sie ihm, »nur ein paar Prellungen und mein linkes Bein ... tut höllisch weh. Trotz allem lächelte sie. »Dich schickt der Himmel, Bill!« Sie berichtete ihm, was vorgefallen war. »Warum bist du hier?«

Er hielt sie immer noch in den Armen. »Ich bin dir nachgefahren. Ich wollte mit dir frühstücken, und als ich von Andy erfahren hab, dass du mit dem Hundeschlitten in die Berge fahren wolltest, bin ich dir sofort nach. Ich hab geahnt, dass so eine lange Tour zu früh für dich kommt. Ich hatte Angst.« Er küsste sie wieder. »Komisch, dass ich deinen Hunden nicht begegnet bin.«

»Die sind zum Denali Highway runter, der Trail ist einfacher.«

»Schlaue Kerlchen.«

»Auf den Hügeln ist es viel zu glatt.«

»Und du bist wirklich nicht verletzt?« Er strich vorsichtig über ihren Kopf. »Keine Beule ... kein Blut ... sieht so aus, als hättest du viel Glück gehabt.«

»Nur mein Bein ... so weh tat es schon lange nicht mehr.«

»Du brauchst dringend etwas Ruhe!« Er führte sie zum Snowmobil und ließ sie hinter aufsteigen. »Gibt's hier in der Nähe nicht eine Hütte? Da könntest du dich ausruhen, und ich würde uns was Leckeres zum Essen kochen. Ich hab eine Dose Chili con carne dabei. Und eine Dose mit

Pfirsichen. Und wenn ich mich recht erinnere, auch zwei von den hellblauen Cupcakes.«

Sie war froh, ihr wehes Bein entlasten zu können, schlang die Arme um seine Hüften und schmiegte sich an ihn. »Klingt verlockend. Bis zur Hütte sind es keine fünf Meilen. Aber fahr vorsichtig, mir tut jede Bewegung weh!«

Obwohl er langsam fuhr und zahlreiche Hindernisse umkurvte, war die Fahrt eine Qual. Bei jeder noch so geringen Erschütterung spürte sie den Schmerz am ganzen Körper. Ihr einziger Trost war der Halt, den Bill ihr gab. Master Sergeant William Travis von der 213th Space Warning Squadron auf der Clear Airforce Base, nur wenige Meilen von Willow Creek entfernt. Sie waren sich zufällig über den Weg gelaufen, und die Wetten auf ihre baldige Hochzeit liefen bereits, auch wenn er ihr noch keinen Antrag gemacht hatte. Nach zahlreichen Enttäuschungen hatte sie ihren Mr. Right endlich gefunden.

Die Hütte lag windgeschützt zwischen einigen Bäumen, ein schäbiges Blockhaus mit schmutzigen Fenstern und einer Tür, die sich nur mit großer Anstrengung öffnen ließ. Innen fanden sich ein Tisch mit zwei Stühlen, eine Matratze und eine offene Kiste mit Vorräten und Geschirr. Auf dem Tisch stand eine Petroleumlampe. In einer zweiten Kiste vor dem altmodischen Kanonenofen lag Brennholz. An der Wand hing ein zwei Jahre alter Kalender.

Bill holte seine Satteltaschen herein und breitete eine mitgebrachte Wolldecke über der Matratze aus. Dana ließ sich von ihm auf das Lager helfen und hüllte sich in eine zweite Decke. Sie zog eine Grimasse, als er ihr half, die Stiefel auszuziehen, und zog ihn zu sich herunter und

küsste ihn dankbar, bevor er sich daranmachte, ein Feuer im Ofen zu entzünden. Es dauerte eine Weile, bis sich die Wärme in der Hütte ausgebreitet hatte. Das Holz war trocken und knisterte laut, als sich die Flammen langsam in die Scheite fraßen.

»Danke, dass du mir nachgefahren bist«, sagte sie. Er hatte sich neben sie auf die Matratze gesetzt und vorsichtig einen Arm um sie gelegt. »Und sorry, dass ich so unvorsichtig war. Ich hätte mir denken können, dass es noch zu früh ist. Wahrscheinlich werde ich nie mehr lange Strecken fahren können.«

»Du brauchst dir doch nichts mehr zu beweisen. Du warst beim härtesten Hundeschlittenrennen der Welt unter den ersten Zehn. Welche Musherin kann das schon von sich behaupten? Mal sehen, was der Arzt in Fairbanks sagt.«

»Welcher Arzt?«

Er hustete verlegen. »Ich hab dich bei dem Arzt angemeldet, der mir die Zehen abgenommen hat. Er soll dein Bein noch mal gründlich untersuchen und kann sich bei der Gelegenheit auch deine Prellungen ansehen. So geht das doch nicht weiter, Dana. Du musst endlich wissen, woran du bist. Und wenn es einen Chirurgen gibt, der dein Bein reparieren kann, dann bringe ich dich hin, und wenn ich dafür ein Jahr auf meine Cupcakes verzichten muss.«

»Apropos Cupcakes«, sagte sie.

Durch das einzige Fenster war der Mond kaum zu sehen. Nur wenig von seinem blassen Licht drang in die Hütte und zerfloss auf den wenigen Möbeln. Die scharrenden Laute kamen von den Schneewehen, die der frische Nachtwind gegen die Hüttenwand trieb. Irgendwo in weiter Ferne heulte ein Wolf.

Dana lag dicht neben Bill und wärmte sich an seinem Körper. Obwohl er lange nicht so erschöpft wie sie gewesen war, schnarchte er bereits. Mit seinem kantigen Gesicht und dem Bürstenhaarschnitt wirkte er wie ein Sergeant aus einer Comedy, einer dieser Recken mit rauer Schale und einem Herzen aus Gold, und so war er tatsächlich, ein ganzer Mann, der vor keiner Schlägerei davonlief und beim Anblick eines Huskywelpen feuchte Augen bekam.

Seine Nähe war das beste Heilmittel gegen ihre Schmerzen. Auch wenn er sie wegen ihrer Prellungen nur leicht berühren konnte, und ihre Küsse eher sanft und liebevoll als leidenschaftlich ausgefallen waren, spürte sie die Liebe, die sie beide verband. Nach mehreren »Blindgängern«, wie sie die Männer nannte, die sie über diverse Dating-Apps kennengelernt hatte, war ihr endlich ihr Mr. Right in die Arme gelaufen. Ohne App, ohne krampfhaftes Suchen. Der erste Mann, der nicht davongelaufen war, als er ihre Behinderung gesehen hatte, sondern kein Aufheben davon gemacht und lachend darauf hingewiesen hatte, dass ihm

nach einem Kampfeinsatz drei Zehen amputiert worden waren und ihn seine Schussnarben auch nicht attraktiver machten.

Das Wolfsgeheul war lauter geworden, als wüsste der Anführer, wo sie sich verkrochen hatte, und ihr zeigen wollte, dass er nicht aufgab. Alles nur Einbildung? Sie wusste inzwischen selbst nicht mehr, ob sie die Wölfe tatsächlich gesehen hatte oder ihrer Fantasie auf den Leim gegangen war. Was war nur mit ihr los? Hatte sie sich zu viel zugemutet? War die Anstrengung so groß gewesen, dass sie unter Halluzinationen litt? War die Angst, ihr verletztes Bein zu stark belastet zu haben, so groß, dass sie nicht mehr klar denken konnte? War sie deshalb auf dem Hang verunglückt?

Über diesen Gedanken schlief sie ein, doch als sie am nächsten Morgen erwachte, heulten die Wölfe noch immer, und nur ein Blick auf ihre Uhr überzeugte sie davon, dass sie beinahe acht Stunden geschlafen hatte. Die Wärme und die Tabletten hatten ihre Schmerzen erfolgreich bekämpft, und sie fühlte sich schon wesentlich besser. Vor allem die Benommenheit, die sich nach dem Sturz eingestellt hatte, war verschwunden, und der Schmerz, den sie bei einer Bewegung empfand, hielt sich glücklicherweise in Grenzen.

Sie setzte sich auf und sah Bill am Fenster stehen. Er hielt einen Becher Kaffee in der Hand und drehte sich erst nach ihr um, als sie sich aufsetzte.

»Guten Morgen«, begrüßte er sie lächelnd. »Kaffee?«

»Gern«, erwiderte sie.

Er nahm die Kanne vom Ofen und schenkte ihr ein. Er

reichte ihr den vollen Becher und küsste sie gefühlvoll, bevor er sie trinken ließ. »Du siehst besser aus als gestern«, sagte er. »Nicht mehr so blass. Was macht dein Bein?«

»Geht so. Ich fürchte, das wird immer so bleiben.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand. Warte erstmal ab, was der Arzt sagt. Ich hab mich über diesen Spezialisten in Seattle erkundigt, der soll wahre Wunder vollbringen. Letztes Jahr hat er einen Mann, dem sie beide Beine abnehmen wollten, vor der Amputation bewahrt. Ein Wunderdoktor.«

»Auch Wunderdoktoren kochen nur mit Wasser.«

»Deshalb fragen wir ja meinen Doc in Fairbanks. Du lässt dich nur in Seattle operieren, wenn er einverstanden ist. Ist das ein Deal? Was meinst du?«

»Fair genug. Ich wäre schon froh, wenn ich einigermaßen laufen könnte.« Sie reichte ihm den Becher und ließ sich von ihm aufhelfen. Die ersten Bewegungen schmerzten wie am vergangenen Abend, aber nach ein paar Schritten ging es besser, wenn sich die Prellungen auch noch einige Tage bemerkbar machen würden. Aus Erfahrung wusste sie, wie lange das dauern konnte.

Sie traten mit ihren Kaffeebechern ans Fenster und blickten auf die Lichtung. Der Mond war gewandert und schimmerte hinter den fernen Bergen. Die Sterne lagen teilweise hinter Wolken verborgen. Schneewehen geisterter durch die Nacht und schienen sich in der Dunkelheit aufzulösen. Das Snowmobil, das sie dicht bei der Hütte geparkt hatten, war mit Schnee bedeckt.

»Die Huskys sind nach Hause gerannt?«, fragte Bill.

»Zum Denali Highway und nach Willow Creek.«

»Dann wird man dort Alarm schlagen und nach dir suchen. Ich hab Andy gesagt, dass ich nicht ohne dich zurückkomme, aber was heißt das schon.«

»Ich würde ja anrufen, aber hier draußen bekomme ich kein Netz.«

»Ach was, bis der in die Gänge kommt, sind wir längst dort.«

Sie trank einen Schluck. Ein Cappuccino wäre ihr lieber gewesen, so viel Zivilisation gönnte sie sich auch zu Hause, aber in dieser Einsamkeit konnte sie froh sein, überhaupt etwas Warmes zu trinken zu haben. Zum Frühstück gab es Käse und Crackers, beides hatte Bill aus seinem Rucksack genommen.

Aus der Ferne meldeten sich die Wölfe. Ein lang gezogenes Heulen, das unheilvoll über die Lichtung klang und als mehrfaches Echo nachhallte. Ein Signal, das Dana nicht zu deuten wusste. Riefen sie andere Wölfe herbei?

»Wölfe«, sagte sie, »die waren gestern schon in der Nähe.«

»Sind sie das nicht immer?«

»Schon, aber sie lassen sich nur selten blicken.«

Bill hatte lange nicht so viel Zeit in der Wildnis verbracht wie Dana und blickte sie neugierig an. »Seit wann hast du Angst vor Wölfen?«, fragte er. »Hast du mir nicht erzählt, dass Wölfe den Menschen aus dem Weg gehen?«

»Die hier sind anders. Bisher hab ich gedacht, es wäre das Nenana-Rudel, aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Die kommen von weiter her. Aus den White Mountains oder den Talkeetnas. Als wollten sie irgendwas von mir.«

»Das bildest du dir ein. Selbst wenn ... ich hab einen Revolver dabei.«

»Ich auch, aber gegen ein ganzes Rudel nützt der nicht viel.«

Er grinste schwach. »Du unterschätzt meine Schießkünste. Ich bin einer der besten Schützen meiner Einheit. Von zehn Schüssen treffen mindestens sieben ins Schwarze. Ich will den Wölfen ja nichts Böses, aber wenn es nicht anders geht, erschieße ich zwei, dann nimmt der Rest bestimmt Reißaus.«

»Wölfe sind schlau, manchmal sogar schlauer als Menschen.«

»Du bist durcheinander, Dana. Mach dir keine Sorgen, hörst du?«

Sie packten ihre Sachen und machten sich auf die Rückreise. Dana fiel es schon wesentlich leichter, auf das Snowmobil zu klettern, doch die ersten Hindernisse zeigten ihr, dass sie noch lange nicht über den Berg war. Sobald die Maschine über eine Bodenwelle fuhr und mit dem Laufband zu hart auf den Boden prallte, meldete sich der Schmerz zurück. Prellungen waren eine langwierige Sache, das wusste sie von früheren Verletzungen, und auch Tabletten und feste Verbände konnten ihn nicht vollständig vertreiben.

Es war früh am Morgen und immer noch dunkel. Der Wind blies ihr eiskalt ins Gesicht und zwang sie, ihre Schutzmaske aufzusetzen und den Reißverschluss ihres Anoraks bis zum Hals hochzuziehen. Auf den ebenen Strecken waren sie schneller als mit dem Hundeschlitten, aber viel Zeit holten sie damit auch nicht raus, und sie würden Willow Creek wohl frühestens am Nachmittag erreichen. Für ihren Arztbesuch blieb am nächsten Morgen noch ge-

nügend Zeit. Bill hatte keinen festen Termin mit seinem Arzt ausgemacht, ihm lediglich mitgeteilt, dass er bald mit Dana vorbeikommen würde. Er kannte ihn gut genug, um ohne Abmachung in seiner Praxis aufzutauchen.

Dana bereute ihre Entscheidung schon jetzt, sie hätte sich am liebsten so lange vor dem Arztbesuch gedrückt, bis es fast schon zu spät war. Ihr graute vor dem Ergebnis, ganz egal, wie es ausfiel. Sagte er ihr, dass selbst ein weltbekannter Chirurg nichts an ihrer Behinderung ändern konnte, würde sie in ein tiefes Loch fallen. Schickte er sie nach Seattle, stieg sie vielleicht voller Hoffnung ins Flugzeug und kehrte deprimiert zurück, weil sich durch die aufwändige Operation nichts geändert hatte.

Hätte sie damals doch besser aufgepasst! Der Unfall war bei ihrem ersten und letzten Yukon Quest passiert, neben dem Iditarod das längste und schwerste Hundeschlittenrennen des amerikanischen Nordens. Bei dem Versuch, einem Konkurrenten zu helfen, der mit seinem Schlitten abgestürzt war, hatte sie das Gleichgewicht verloren und sich das linke Bein gebrochen. Die Ärzte versorgten den Bruch, doch die Knochen wuchsen schief zusammen, und die Wunde entzündete sich. Glücklicherweise konnten sie die Entzündung erfolgreich mit Medikamenten bekämpfen. Ansonsten hätte ihr eine Amputation gedroht. Nur vor einer größeren Operation waren sie zurückgeschreckt. Zu gefährlich, da auch wichtige Nerven betroffen waren.

»Alles klar bei dir?«, rief Bill zurück.

»Alles klar«, antwortete sie.

Nach ungefähr zwei Stunden legten sie eine kurze Pause ein. Sie vertraten sich die Beine und tranken von dem Kaffee

aus Bills Thermosflasche. Um sie herum erstreckte sich Wald, meist Schwarzfichten, deren Äste und Zweige sich unter der Schneelast bogen. Außer dem Krächzen eines einsamen Raben und dem leisen Rauschen der Bäume war nichts zu hören, ohne den Motor des Snowmobils schwieg die Wildnis. Auch ein Grund, warum sich Dana nie an die lauten Maschinen gewöhnen würde.

»Können wir den Arzt nicht verschieben?«, fragte sie vorsichtig.

Bill hatte die Frage wohl erwartet. »Geht nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil du sonst nie hingehst.«

»Aber die Prellungen gehen von allein weg, und mein Kopf hat nichts abbekommen. Und so eine Operation will gut überlegt sein. Allein die Kosten!«

»Keine Sorge! Ich hab ein dickes Sparschwein.«

Sie seufzte. »Ich sehe schon, diesmal willst du es wissen.«

»Du musst es wissen, Dana!« Er berührte sie an den Schultern und zog sie sachte zu sich heran. »Was ist denn schon groß dabei? Wenn dir der Doc sagt, dass eine Chance besteht, das Bein zu richten, machst du es. Und wenn nicht, bleibst du, wie du bist. Ich liebe dich immer gleich, mit und ohne Hinkelbein.«

Sie küssten sich, diesmal mit kalten Lippen, aber zärtlich und voller Hingabe. Ihre Liebe spiegelte sich in ihren Augen, in der Art, wie sie einander ansahen, und in dem sanften Lächeln, das nicht einmal der eisige Wind vertreiben konnte. Dana hatte Tränen in den Augen, als er sich von ihr löste.

Bill räusperte sich verlegen. »Du weißt, dass ich nicht

besonders gut bei Komplimenten bin, aber ... nun ja, du bist das Beste, was einem einfachen Master Sergeant der US-Armee passieren konnte. Das Allerbeste, Dana!»

»Ich hätte auch keinen Besseren finden können.«

Er blickte sie unsicher an und schien nach den passenden Worten zu suchen. »Was ich dich schon längst fragen wollte, Dana ... ich meine ...«

»Ja, Bill?« Sie hielt den Atem an.

»Wir sind jetzt über ein Jahr zusammen, nicht wahr?«

»Ein Jahr, zwei Monate und dreizehn Tage.«

»Echt? Dann wär' s doch an der Zeit, dass ich ...«

Er griff in die Anoraktasche, und Dana erwartete bereits, einen funkelnden Verlobungsring zu sehen, mitten in der Wildnis und fernab der Zivilisation, als es im Unterholz raschelte, und Dana vertraute Schatten zwischen den Bäumen erkannte. Instinktiv griff sie nach ihrem Revolver. »Die Wölfe!«

»Ich sehe keine Wölfe«, sagte er.

»Da drüben, zwischen den Bäumen!« Sie deutete nach Osten. »Die Schatten ... einer nach dem anderen. Siehst du sie jetzt? Die dunklen Schatten!«

Er schüttelte den Kopf. »Da ist nichts, Dana. Das bildest du dir ein!«

»Kojoten können es nicht sein, die bewegen sich anders ... das sind Wölfe!«

Bill kramte sein Fernglas aus einer Satteltasche und richtete es auf die Bäume, zwischen denen sie die Wölfe gesehen haben wollte. »Nichts«, sagte er nach einer Weile. »Und ich hab gute Augen.« Er reichte ihr das Fernglas.

Sie überzeugte sich selbst, suchte den Wald minutenlang ab,

und gab ihm das Fernglas zurück. »Du hast recht, da ist nichts. Ich hätte schwören können ...« Sie steckte den Revolver weg. »Und wenn sie sich versteckt haben?«

Er klopfte auf seine Anoraktasche. »Dann heizen wir ihnen ein.«

»Du machst dich lustig über mich!«

»Da ist nichts, Dana! Da sind keine Wölfe!«

Dana war sich selbst nicht mehr so sicher, als sie weiterfuhren. Hatte ihr Sturz sie so verwirrt, dass sie schon unter Einbildung litt? War sie, ohne dass sie es gemerkt hatte, mit dem Kopf auf das harte Eis geschlagen? Sie hatte weder eine Beule noch tiefe Schrammen am Kopf. Ihr war nicht schwindlig. Konnte man eine leichte Gehirnerschütterung haben, ohne es zu merken?

Sie schlang die Arme fester um Bills Hüften und legte den Kopf gegen seinen Rücken. Seine Wärme versöhnte sie mit dem unliebsamen Gedanken, wirre Halluzinationen zu haben. Wer Wölfe sah, ohne dass welche in der Nähe waren, hatte ein ernsthaftes Problem. Nur vorübergehend, wie sie hoffte.

Sie unterdrückte einen Schrei, als das Snowmobil über eine Bodenwelle holperte, und seufzte dankbar, als Bill das Tempo drosselte. Schon ohne Prellungen empfand sie eine Fahrt auf einem Snowmobil reichlich unbequem, mit ihren Verletzungen war sie nur auszuhalten, weil Bill direkt vor ihr saß. Ihn hatte der Himmel geschickt. Nicht auszu-denken, wie es ihr sonst ergangen wäre. Ob sie jemals die Hütte erreicht hätte? Und wie lange hätte sie dort durchhalten müssen, bis man sie gefunden und gerettet hätte? Ihre eigene Schuld, gestand sie sich ein. Eine erfahrene

Musherin wie sie hätte das Risiko, allein in der Wildnis zu stranden, niemals eingehen dürfen.

Als es einigermaßen hell geworden war, und sie ungefähr eine Stunde von Willow Creek entfernt über eine Ebene fuhren, ertönte der Motor eines Flugzeugs über ihnen. »Das ist Jerry!«, rief sie aufgeregt. »Jerry Lambert!«

Sie winkte aufgeregt mit einem Arm und kletterte vom Snowmobil, als der Pilot sie entdeckte, seine Piper in eine weite Linkskurve steuerte und zur Landung ansetzte. Inmitten weißer Gischt kam die Maschine zum Stehen.

»Hey Jerry!«, begrüßte sie ihn. »Suchst du nach uns?«

»Ich wollte gerade die große Runde drehen.«

Jerry war ein stattlicher Bursche mit rötlichem Haar, das unter einer schwarzen Wollmütze hervorlugte. Seinen spöttischen Blick hatte er hinter den dunklen Gläsern einer Pilotenbrille verborgen. Er trug einen dunkelblauen Anorak mit dem Logo seiner Ein-Mann-Firma, die Rundflüge für Touristen zum Mount Denali veranstaltete und für die Überwachung der Flugpiste von Willow Creek verantwortlich war. Er hatte einen Ruf als unverbesserlicher Frauenheld und wartete auch diesmal mit einer hübschen Begleiterin auf.

»Dr. Agnes Green«, stellte er sie vor. »Agnes ist Tierärztin in einem Zoo in San Francisco. Sie hatte bisher nur mit großen Tieren zu tun und reist ein paar Wochen durch Alaska, um Wölfe und Huskys kennenzulernen. Eigentlich wollten wir zum Mount Denali, aber dann kam der Funkruf, und man bat uns, nach euch zu suchen. War nicht besonders schwer, euch zu finden.«

»Dana Coleman«, stellte sich Dana vor, »mir gehört die

Huskyzucht in Willow Creek.« Sie ging zwei Schritte auf die Tierärztin zu, erinnerte sich zu spät an ihre Prellungen und stöhnte vor Schmerz. »Wow«, klagte sie, »die Prellungen sind wohl schlimmer, als ich gedacht habe. Das tut richtig weh!«

Agnes legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Das haben wir gleich. Setzen Sie sich in die Maschine, dann sehe ich mal, was ich für Sie tun kann. Mein letzter Patient war eine Giraffe, aber ich kenne mich auch mit Menschen aus.«

»Wie wär's, wenn ihr Dana mit dem Flieger nach Hause bringt?«, fragte Bill. »Das Snowmobil ist zu unbequem. Was meinst du, Dana? Ruhe dich aus, und morgen früh hole ich dich mit dem Wagen ab. Ich rufe den Doc noch heute an, dann bekommen wir einen Termin und kommen gleich dran.«

Dana hatte sich auf einen gemeinsamen Abend mit Bill gefreut, sah aber ein, dass es so vernünftiger war. »Wenn Jerry mich mitnimmt?« Sie setzte sein Einverständnis voraus und umarmte Bill vorsichtig. »Bis morgen, Bill. Du hast mir das Leben gerettet!« Sie küsste ihn liebevoll. Ihr Mund war dicht an seinem Ohr, als sie flüsterte: »Wolltest du mich nicht etwas fragen?«

Nur wegen der Kälte sah man nicht, wie er errötete. »Später, okay?«

»Okay«, stimmte sie zu, »aber vergiss es nicht!«

Dana ließ ihn nur ungern fahren. Der Sergeant, in seiner Einheit als besonders mutig und ehrgeizig bekannt, war zu einem wichtigen Teil ihres Lebens geworden. Sie wartete, bis der Motor seines Snowmobils in der Ferne ver-

klang, und folgte Agnes zum Flugzeug. Jerry blieb in respektvoller Entfernung stehen, als die Tierärztin sie in der armen Maschine untersuchte. »Ja, das sind ein paar heftige Prellungen dabei«, sagte sie beim Anblick der Striemen. Und nach vorsichtigem Abtasten: »Aber gebrochen ist nichts.« Sie legte ihr einen Verband an und füllte einen Plastikbeutel mit Schnee. »Kühlen Sie die geprellten Stellen, bis die Schmerzen nachlassen. Und vermeiden Sie während der nächsten Tage große Anstrengungen. Wenn alles gut verläuft, sind Sie den Schmerz in spätestens zwei Wochen los.« Sie reichte ihr zwei Schmerztabletten. »Keine Angst, den großen Tieren gebe ich was anderes.«

Nachdem sie wieder angezogen war, riefen sie Jerry in die Maschine zurück. »Wir sind startklar, Jerry! Aber keine Loopings oder so was Ähnliches.«

»Versprochen«, sagte er und wendete die Maschine.